

Ansprache beim Jahresempfang der Erzdiözese 2017
Prof. Dr. Hans Tremmel

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde der Erzdiözese,

ich möchte heute mit einer Wette beginnen und mit einer enden. Wetten, dass ich weiß, in welcher emotionalen Stimmungslage sich mindestens 65 % der hier anwesenden Personen übermorgen vor 43 Jahren exakt um 17.54 Uhr befanden.

Damals hatte genau um diese Zeit ein kollektiver Freudentaumel von München ausgehend die ganze Republik erfasst. Allerdings wäre der Kommentar des Reporters Rudi Michel inzwischen völlig undenkbar: „Jetzt, meine Herren, können Sie den Sekt entkorken, den besseren Sekt! Und Sie, meine Damen, können mittrinken!“

Wahrscheinlich haben Sie spätestens mit diesem Zitat erkannt, worum es geht. WIR waren am 07.07.74 im Münchner Olympiastadion nach 1954 zum zweiten Mal Fußballweltmeister geworden.

Deutschland als Gastgeber und dann auch noch dieses Happy End. Das war für viele schwer zu verkraften, insbesondere für den Endspielgegner Holland. Dort wurde mit wenig zimperlichen Vergleichen aus der Kriegsrhetorik die deutsche Nationalmannschaft zum sportlichen Erzrivalen hochstilisiert. „90 Minuten Hass“, so charakterisierte der niederländische Autor Simon Kuper die Duelle. Und der Lyriker Jules Deelder beschrieb das EM-Siegtor von Marco van Basten 14 Jahre später mit folgenden Worten: "Und unsere Gefallenen stiegen jubelnd aus ihren Gräbern."

(http://www.deutschlandfunk.de/fussball-wm-1974-90-minuten-hass.1346.de.html?dram:article_id=291049)

Natürlich hat diese Sprache im Sport eigentlich nichts verloren, genauso wenig wie Gewalt in und um die Stadien. Andererseits ist klar, Sport braucht die Identifikation mit der eigenen Mannschaft, sonst wird es für die Zuschauer schnell langweilig. Aber woher nehmen wir dieses Possessivpronomen – *UNSERE* Mannschaft? Warum sind wir stolz auf eine nichteigene Leistung von Sportlern, die wir selten persönlich kennen und die manchmal nicht einmal mit uns im gleichen Land geboren wurden?

Man muss kein Psychologe sein für die Erkenntnis, dass wir als Sportfans vor allem eines suchen – gemeinsame Emotionen. Wir finden es toll, wenn Deutsche bei Sportarten gewinnen, die wir außerhalb der Großereignisse selten zur Kenntnis nehmen. Kaum jemand schaut sich 50 Kilometer Gehen an, weil er die Ästhetik des Bewegungsablaufs so faszinierend findet. Wenn aber ein deutscher Leichtathlet bei Olympia vornewegmarschierte, wären viele vor dem Bildschirm mit Feuereifer dabei.

Stolz auf die eigene Sportnation zu sein ist nicht unproblematisch, weil allzu rasch grundsätzliche nationale oder rassistische Ressentiments mitschwingen und selbst widerwärtiger Hass sich bisweilen als gemeinschaftsstiftendes Gefühl einstellt.

Dass die Gradwanderung gelingen kann, verdeutlicht das WM-Jahr 2006. Der Nationalstolz war plötzlich anders besetzt und zeigte sich nicht mehr in aggressiver Gegnerschaft. Das „deutsche Sommermärchen“ lag keineswegs nur am neuartigen Spielwitz der Männer mit dem Adler auf der Brust.

Vor allem hatte es mit der Herzlichkeit, dem Humor, der Hilfsbereitschaft und der Partyfähigkeit der angeblich so unterkühlten Deutschen zu tun. Für dieses gesellschaftliche Phänomen waren sehr viele Menschen mitverantwortlich. Dass die Gastgeberrolle so gut gelang, darauf konnte Deutschland zu Recht stolz sein.

Die Welt war Willkommen bei Freunden, weshalb unsere Freunde es plötzlich durchaus nett fanden, dass wir unsere Vorgärten mit deutschen Fähnchen und die Autos mit schwarz-rot-goldenen Außenspiegelsocken schmückten. Es gab eine Sympathiewelle, die ansteckend war. Sogar die hier lebenden Türken wussten damals, mit wem sie sich augenfällig solidarisieren wollten - mit „ihrem“ Land, in dem sie lebten und vielfach geboren waren.

Auf den Straßen wurde ohne großen Sicherheitsaufwand ausgelassen gefeiert. Public viewing wurde erfunden und diente als alters- und geschlechterübergreifende Eventzone für temporäre Fußballbegeisterung. Selbst das Wetter passte perfekt. Ja, es halfen viele glückliche Umstände mit, warum wir Deutschen in jenem Sommer nicht als arrogant, dominant und besserwisserisch erlebt wurden, so wie es aktuelle europäische Umfragen derzeit nahe legen.

Ich möchte die Vergangenheit keineswegs verklären, denn natürlich hatten wir auch 2006 keine heile Welt. Das Heidelberger Institut für internationale Konfliktforschung zählte 118 gewaltsame Auseinandersetzungen, davon 35 mit hoher Intensität. Und auch hierzulande war nicht alles Gold, was im Flutlicht glänzte. Aber Europa und insbesondere Deutschland galten damals noch als Hort des stabilen Zusammenhalts und der Sicherheit. Seither hat sich diese Einschätzung, wie wir alle wissen, dramatisch verändert.

Die weltweite Rückkehr nationalstaatlicher Egoismen und die Renaissance religiöser Fundamentalismen machen uns Angst und trüben unser bislang von einer gewissen Leichtigkeit geprägtes Lebensgefühl. Hatte man Religion in der sogenannten Postmoderne als privates Randphänomen und als säkulares Auslaufprojekt abgetan, kommt sie nun mit einer vor kurzem noch unvorstellbaren gesellschaftlichen Relevanz ins Bewusstsein breiter Bevölkerungsschichten zurück. Seltsam wenn man bedenkt, dass viele Zeitgenossen in ihrer Lebenspraxis gar nicht so religiös sind oder bislang waren.

Plötzlich verteidigen angebliche Patrioten das Christentum, obwohl sie vom Christentum keine Ahnung haben. Gleichzeitig kommt immer häufiger ein radikaler Islamismus mit einer zerstörerischen Fratze aus der Deckung, der nicht zuletzt auch die vielen Millionen friedlichen Muslime in Furcht und Schrecken versetzt. Terror und Krieg hatten wir in Westeuropa in der jüngeren Vergangenheit meist nur aus der Distanz der Fernsehbilder wahrgenommen. Nun reichen sie in unsere unmittelbare Nähe. Weihnachtsmärkte, Volksfeste, Popkonzerte oder Sehenswürdigkeiten gelten mittlerweile grundsätzlich als potentielle Anschlagziele.

Es ist an der Zeit, dass die bei weitem überwiegende Mehrheit der friedfertigen Muslime sich noch deutlicher von den Verbrechern im Namen Gottes distanziert. Diese Forderung ist keineswegs illegitim, denn die Deutungshoheit über den Islam dürfen gerade auch aus der Perspektive der Zivilgesellschaft nicht die Gewalttäter bekommen.

Wer aus dem Glauben heraus Menschen schikaniert, verletzt oder gar tötet, bricht jeder Religion die eigentliche Sinnspitze ab. Dummheit und Fanatismus sind wissenschaftlich einigermaßen erklärbar, aber die daraus entstehenden Schandtaten sind dennoch nicht tolerierbar, egal ob aus politischen oder religiösen Beweggründen.

Wir brauchen die Solidarität der Vernünftigen in unserer Gesellschaft, denn für ein gutes Miteinander tragen alle Verantwortung, nicht nur die Organe des Rechtsstaates.

Unglaublich mit welchem Aufwand die Marien-Wallfahrt oder die Fronleichnamsprozession gesichert werden mussten. Bei dieser Gelegenheit möchte ich ausdrücklich unserer Polizei, der Feuerwehr und allen Helferinnen und Helfern danken. Wir fühlten uns sicher, aber nicht unnötig kontrolliert. Ein ähnliches Gefühl hatte ich beim 100. Katholikentag in Leipzig. Zum 101. nächstes Jahr in Münster lade ich schon heute herzlich ein. Er steht unter dem passenden Leitwort: „Suche Frieden“.

Kirchentage sind in ihrer positiven Grundstimmung durchaus mit großen Sportereignissen vergleichbar. Denn sie sind nicht nur Orte der Frömmigkeit und der Debattenkultur, sondern vor allem auch Gelegenheiten für gemeinschaftsstiftende Begegnungen und schöne Erlebnisse. Manche Menschen brauchen bisweilen solche Highlights, die ihnen Schwung für den Alltag geben.

Warum also sollten wir Christen frohmachende Emotionen dem Sport überlassen? Das können wir doch auch! Aber Hallo und wie wir das können! In den Gefühlen und in den entscheidenden Themen, die die Menschen in ihrem Innersten berühren – von der Wiege bis zur Bahre – darin liegen doch unsere Kernkompetenzen. Hier sind wir gerade auch in einer zunehmend säkularen Gesellschaft unverzichtbar, nicht nur wenn wieder einmal etwas Schlimmes passiert.

Nach wie vor werden wir gebraucht – im privaten Umfeld, aber eben auch im öffentlichen Raum als glaubwürdige Zeugen einer wirklich sinnstiftenden Botschaft. Allerdings müssen wir dann auch bereit und in der Lage sein, jedem Rede und Antwort zu stehen, der uns nach der Hoffnung fragt, die uns erfüllt. So steht es im ersten Petrusbrief. (1Petr 3,15)

Ich frage also in die Runde, sollten wir nicht nach dem 3. ökumenischen Kirchentag 2021 in Frankfurt uns den Planungen für einen Europäischen Kirchentag anschließen, um aller Welt zu zeigen, dass wir Christentum und generell Religion nicht den Angstmachern, Vereinfachern und Fanatikern überlassen wollen? Vorurteile und Hass werden von diesen allzu leicht als ernstzunehmende Sorgen getarnt (vgl. Berliner Aufruf ZdK, Mai 2017).

Häufig streuen sie bewusst Fehlinformationen, die selbst überzeugte Kirchenmitglieder zu der Annahme verleiten, die Populisten hätten doch auch irgendwie Recht. Haben sie aber nicht, denn auch die halbe Wahrheit führt schnell zur ganzen, dummdreisten Lüge.

Gegen die Schwarz-Weiß-Maler können wir differenziert Farbe bekennen. An die Gefühle aber müssen wir anders ran. Denn nur ganzheitlich werden wir die Menschen für das Gute gewinnen können.

Also reaktivieren wir doch unser Sommermärchen von 2006 auf einer religiösen Grundlage! Kein Wettbewerb gegeneinander, sondern ein Glaubensfest miteinander! Warum versammeln wir nicht Menschen aus ganz Europa, um mit ihnen zu beten, ernsthaft zu diskutieren, zu feiern und eine lebensbejahende Fröhlichkeit auf die Straßen zu bringen? Warum sollen wir Christen diesmal nicht allen Gläubigen guten Willens lebenswürdige Gastgeber sein? Das wäre ein positiver religiöser Kontrapunkt in wahrlich schwierigen Zeiten.

Wir haben in Deutschland die Ökumene weiß Gott nicht erfunden, im Gegenteil. Aber inzwischen leben wir sie. Daran ändern auch unglückliche Terminkollisionen nichts.

Lieber Herr Kardinal Marx, lieber Herr Landesbischof Bedford-Strom, Ihre sympathischen gemeinsamen Auftritte sind weit mehr als Symbolpolitik, denn als Sozialethiker wissen Sie, dass dauerhafte Strukturveränderungen mühsam sind, weil sie von möglichst allen getragen werden müssen. Und da sind wir auf einem grundsätzlich guten Weg, auch wenn durchaus noch Luft nach oben ist. Ohne Preisgabe der spezifischen konfessionellen Eigenheiten haben viele Menschen, Pfarreien und Initiativen das Reformationsgedenken bisher prima hinbekommen.

Das gemeinsame Christustag aller Getauften ist keine Selbstverständlichkeit. Lernen an positiven Erfahrungen – warum also nicht ein europäischer ökumenischer Kirchentag im Lande des Reformators?

München böte sich besonders gut an, ein Signal des Friedens, der Versöhnung und der Vernunft auszusenden. Unsere Klöster und Kirchen, auch die orthodoxen, wären offen für die Gläubigen aller Konfessionen, außerdem für die Neugierigen und die Sinnsucher.

Und auch die anderen Religionen wären eingeladen mitzumachen. Im Jüdischen Zentrum am Jakobsplatz beispielsweise könnten Veranstaltungen stattfinden, die zeigen, dass jüdisches Leben mitten in dieser Stadt, mitten in Deutschland und in der Mitte Europas wieder seinen ihm gebührenden Platz einnimmt.

Vielleicht haben wir bis dahin auch ein schönes muslimisches Gemeindezentrum, das einen Islam verkörpert, der nicht nur kompatibel ist mit unserem freiheitlich demokratischen Rechtsstaat, sondern diesen geradezu selbstverständlich in die muslimische Community trägt.

Liebe Gleichgesinnte, warum sollte ich nicht gemeinsam mit Ihnen an diesem Abend von einem friedlichen, weltoffenen, sozialen und vom Glauben an Gott inspirierten Europa träumen dürfen? Von einem Europa, das die positiven Aspekte der verschiedenen Religionen mit der Idee der Menschenrechte verbindet?

Dann heißt es nicht mehr Amerika, Ungarn, Türkei, Großbritannien, Deutschland oder Bayern zuerst, auch nicht katholisch oder evangelisch, nicht jüdisch oder muslimisch zuerst, sondern zuerst der Mensch, und zwar nicht über, sondern eingebettet in die Schöpfung. Das entspräche zutiefst der Botschaft Jesu Christi, dem Bruder aller Menschen.

„Zuerst der Mensch inmitten der Schöpfung!“ Das wäre doch ein großartiges Motto für den ersten Europäischen Kirchentag vom 5. – 9. Mai 2027 hier in München. Bis dahin ist dann auch die Zweite S-Bahn-Stammstrecke fertig.

Nun die angekündigte Abschlusswette: Wetten, wir in München, wir können das!